

Die Bausteine des eigenen Lebens ordnen

Wer bin ich? Wo komme ich her?

Akzent Magazin: **Was bedeutet es für ein Kind, oder einen Erwachsenen, nicht zu wissen, woher er-oder sie kommt?**

Annette Cina: Das ist die ganz grosse Frage, dieses «Wer bin ich?». Und diese Frage stellt sich ein Kind schon sehr früh: Wer bin ich? Es vergleicht sich mit den Eltern, den Geschwistern, es sucht nach Ähnlichkeiten beim Grosspapi, beim Grossmami. Kinder lieben es, wenn die Eltern über ihre Herkunft reden. Da hören sie gebannt zu, mit ganz grossen Augen.

Das lieben ja auch Erwachsene: Stamm- baumforschung ist ein überaus beliebtes Steckenpferd.

Ja, das geht in die gleiche Richtung. Man will wissen, woher man kommt. Dieses Gefühl gibt Sicherheit. Das Wissen, dass meine Vorfahren bis in vergangene Jahrhunderte nachweisbar sind, das verstärkt positiv das eigene Gewicht. Ein Teil der eigenen Geschichte, die mich erklärbar macht und die mich einbettet in ein Umfeld.

.....
«Kinder lieben es, wenn die Eltern über ihre Herkunft reden. Da hören sie gebannt zu.»
.....

«Die Kenntnis der Abstammung an sich ist ein Menschenrecht, welches eine Person wahrnehmen kann oder nicht.» Dieser Grundsatz ist in der UN-Kinderrechtskonvention verbürgt, der die Schweiz 1989 beigetreten ist. Doch nicht immer ist es klar, wer die leiblichen Eltern sind. Ob Adoption, Samenspende oder Leihmutterschaft: Wie wichtig ist es, zu wissen, woher man kommt? Ein Gespräch mit der Kinder- und Jugendpsychotherapeutin sowie Familienforscherin Annette Cina.

Interview **Evelyn Braun**

Wenn das Kind in einer Adoptionsfamilie aufwächst, hat es dort auch eine Familie. Es ist einfach die soziale und nicht die biologische Familie. Worin liegt für die Identitätsfindung der Unterschied?

Die eigene Identität, auch beim Erwachsenen, setzt sich aus verschiedenen Puzzleteilchen zusammen. Aber immer stellt sich die Frage: Wo komme ich her? Wo gehöre ich dazu? Die soziale Elternschaft ist natürlich ausschlaggebend dafür, ob sich ein Kind gut entwickelt und entfaltet. Aber die Frage «Wer bin ich wirklich?» können Adoptiveltern oftmals nicht vollständig beantworten. In einer offenen Adoption ist das einfacher, wenn das Kind weiss, das sind nicht meine leiblichen Eltern. Und wenn diese bekannt sind, hat es auch die Möglichkeit, später mit ihnen Kontakt zu haben. Dann erhält das adoptierte Kind die Möglichkeit, sich ein eigenes Bild zu machen, die eigene Geschichte zu verstehen. Zu verstehen, warum hat mich die Mama weggegeben, oder auch der Vater, warum konnten meine Eltern nicht für mich sorgen? Viel schwieriger ist es, wenn die biologische Elternschaft unbekannt ist. Frü-

Annette Cina forscht an der Universität Fribourg zum Thema Familien. ►



Foto: zVg

her blieb die Adoption regelmässig anonym. Man ging davon aus, dass die Anonymität dem Kindeswohl dient. Die Realität hat aber gezeigt, dass die Kinder meist doch merken, dass da etwas nicht stimmt und auf die eine oder andere Weise auf die Adoption stossen.

Auch wenn das Kind in einem liebevollen Umfeld aufgewachsen ist?

Die Erwartung, dass es reicht, wenn ich als Eltern alles, mein Bestes, gebe, ist eine falsche Erwartungshaltung. Das ist auch bei leiblichen Eltern so. Die Persönlichkeitsentwicklung, die Selbstständigkeitsentwicklung bringen Fragen mit sich. Wenn Eltern die Erwartung haben, dass sie alles erfüllen können, so ist diese Erwartung falsch. Sie können nicht alles erfüllen. Bei der Adoption kommt noch dazu: Sie können die Geschichte des Kindes oftmals nicht

vervollständigen. Ein Teil der Geschichte fehlt, oft kennen auch die Adoptiveltern diese nicht. Wenn sie aber verschweigen, dass das Kind adoptiert ist, kommt ein Tabuisierungsstress dazu. Dieses Tabu, diesen Stress, den spürt das Kind. Etwa wenn die Eltern abblocken, weil es fragt, warum es nicht die gleiche Haarfarbe hat wie das Mami. Es spürt diese Abwehr, dieses Ausweichen, aber es versteht nicht, warum. Ein spätes Aufklären des Kindes kann diesem viel Schmerz zufügen, sein Vertrauen und die Beziehung zu den sozialen Eltern stark belasten.

Ist das nicht frustrierend für die Adoptiveltern, die dem Kind sehr viel gegeben haben?

Die Adoptionsfamilie kann einem Kind sehr viel geben, die ganze behütete Umgebung. Für die Entwicklung eines Men-

.....
 «Wenn Eltern die Erwartung haben, dass sie alles erfüllen können, so ist diese Erwartung falsch. Sie können nicht alles erfüllen.»

schen spielen jedoch verschiedene Faktoren eine Rolle. Die biologischen Gene bestimmen die Anlagen. Aber wie sich das Kind entwickeln wird, da spielt die soziale Umgebung eine riesige Rolle. Ein Kind, das keine Bindungen erlebt, ist zum Beispiel deutlich gefährdeter als eines, das in einer Familie oder einem Umfeld aufwachsen kann, in dem es immer wieder spürt, dass es dazugehört, auf- und angenommen ist. Das ist einfacher, wenn die Adoption recht früh erfolgt, so dass das Kind zur Adoptivfamilie eine Bindung aufbauen kann.

Eigentlich steckt hinter jeder Adoption eine Tragik, eine Notsituation, sonst gibt man ja sein Kind nicht zur Adoption frei. Bleibt dieses Trauma, dieser dunkle Fleck? Dem ist so. Auch wenn man die genauen Umstände nicht kennt, können hypothetische Erklärungen helfen, ein mehr oder weniger schlüssiges Bild aufzubauen. Etwa im Falle einer Adoption infolge einer Kriegssituation in einem Land. Ein Kind baut aus dem, was

es weiss, was ihm erzählt wird, eine eigene Identität auf. Vielleicht entspricht diese nicht der Realität, dennoch kann das potenziell Erklärungen geben.

Wenn ein Kind in der Pubertät über die Stränge haut, kommt dann vielleicht der Gedanke: «Das ist jetzt so, weil es nicht meine ‚guten‘ Gene hat?»

Diese Frage kann bei Eltern entstehen. Es ist eigentlich eine Frage danach, warum ein Kind Schwierigkeiten entwickelt. Es ist die Frage nach der Schuld. Und es ist auch eine Art Selbstschutz,

.....
 «Die biologischen Gene bestimmen die Anlagen. Aber wie sich das Kind entwickeln wird, da spielt die soziale Umgebung eine riesige Rolle.»

sich sagen zu können: Nicht ich bin daran schuld, sondern die Gene. Oder Komponenten aus der Vergangenheit des Kindes. Doch auch leibliche Eltern sind nicht immer schuld. Viele Faktoren sind dafür verantwortlich, dass sich ein Kind gut entwickeln kann.

Hat ein adoptiertes Kind in einer Familie mit leiblichen Kindern eine Aussenseiterrolle?

Es kommt darauf an, wie das adoptierte Kind in die Familie integriert wird. Es ist extrem wichtig, dass die bereits vorhandenen Kinder einbezogen werden, wenn ein adoptiertes Kind dazukommt. Offenheit ist sicher der beste Schlüssel für die Familienzufriedenheit. Dass man drüber spricht, welche Rolle das «neue» Kind hat. In der Familie gehört jeder einzelne dazu. Die Frage ist, wie es die Familie schafft, mit dieser grossen Aufgabe umzugehen.

Ein anderes Thema: Das ganze Gebiet der künstlichen Befruchtung, der Samenspende. Da wird viel über Wissenschaftliches, Technisches gesprochen. Auch über die Sicht der Frau, die mit allen heute möglichen Mitteln Mutter werden möchte. Aber wenig über das Kind, das daraus entsteht. Täusche ich mich da?

Zu Kindern, die dank Samenspende gezeugt wurden, gibt es tatsächlich wenig Studien. In dieser Familiensituation ist es jedoch so, dass das Kind stark gewollt ist, von beiden Elternteilen, und dass es ganz früh zur Familie kommt. Das sind andere Voraussetzungen als bei einer Adoption. Bei der Samenspende ist die Bindung zur Mutter ganz früh schon vorhanden. Das ist ein anderer Start ins Leben.

Obwohl in der Schweiz verboten: Was bedeutet Leihmutterschaft für das daraus entstehende Kind?

Auch diese Kinder sind von den Eltern gewollt. Die Eltern nehmen oftmals einen grossen Aufwand auf sich, um sich den Kinderwunsch zu erfüllen. Die Frage nach der Identität des Samenspenders kann dann allerdings durchaus auch kommen. Studien zeigen, dass es wichtig ist, Kinder relativ früh über ihre Herkunft aufzuklären.

Man rät klar davon ab, eine Samenspende zu verheimlichen. Das Kind muss wissen, dass es künstlich gezeugt worden ist. Heute kann man damit offener umgehen, und somit ist es auch für das Kind einfacher. Schlimm ist es, wenn die Eltern zu lange mit der Aufklärung über die Entstehung des Kindes warten. Dann ist dieses plötzliche Wissen ein Schock. Denn dann hat das Kind sein Selbstbild auf unwahren Tatsachen aufgebaut. Das Gefühl, man hat mich über Jahre hinweg belogen, ist ein Vertrauensbruch, aus dem wirklich Beziehungsstörungen entstehen können.

Die Familienforscherin

Dr. Annette Cina (1970) ist Psychologin und Psychotherapeutin. Nach dem Studium der Psychologie und der Religionswissenschaften an der Universität Fribourg und einem Auslandsaufenthalt in Australien machte sie 2005 das Doktorat an ihrer Alma Mater. Danach folgte bis 2014 die Ausbildung zur Psychotherapeutin mit dem Schwerpunkt Verhaltenstherapie an den Universitäten Fribourg und Zürich. Heute unterrichtet sie am Institut für Familienforschung und -beratung der Universität Fribourg, arbeitet als Koordinatorin sowie Oberassistentin und ist in eigener Praxis als Psychotherapeutin tätig.

Die 49-jährige ist verheiratet und Mutter dreier Kinder. Sie lebt mit ihrer Familie in Fribourg.

Wie kommt man zur Ruhe, wenn die Suche nach dem leiblichen Vater im Sand verläuft, was oft der Fall ist?

Wenn der Erzeuger unbekannt bleibt, dann muss sich das Kind damit abfinden, dass es diesen Baustein im Leben nicht einordnen kann. Das ist keine einfache Aufgabe. Es muss eine positive Sicht, eine Akzeptanz zu sich selbst aufbauen.

Wirkt sich das später auf die eigene Bindungsfähigkeit aus, wenn jemand mit der Unsicherheit über die eigene Herkunft aufwächst?

Das muss überhaupt nicht so sein. Massgeblich ist, was für Erfahrungen das Kind mit seiner sozialen Umgebung macht. Wichtig ist für das Kind das Gefühl: Meine Eltern, meine Mama, mein Papa verstehen mich grundsätzlich, sie akzeptieren mich, wie ich bin. Das ist die Hauptsache. Sie finden vielleicht nicht alles okay, was ich mache, aber grundsätzlich stehen sie zu mir.

Dieses Vorgehen gibt Vertrauen und lässt die eigene Bindungsfähigkeit entfalten. Das Kind akzeptieren und annehmen, wie es ist. Mit seinen Anlagen, Fähigkeiten und Schwierigkeiten. Und ihm helfen, sich mit seiner Geschichte einordnen zu können, ihm helfen, seine Individualität und Identität zu entwi-

ckeln. Auch damit, dass es allenfalls anders ist als die anderen, mit seinem Temperament, seiner Musikalität, seiner Sportlichkeit oder dem Denken. ■





Migmar Wangdu Christoph Raith

Der gelungene Spagat zwischen den Kulturen

Der Basler Migmar Wangdu Christoph Raith kam als eines der «Aeschimann-Kinder» in die Schweiz, am 13. August 1961, an dem Tag, an dem die Berliner Mauer errichtet wurde. Da war er vier Jahre alt und – vermeintlich – tibetischer Halbweise.

eb. Es war die Zeit des Kalten Krieges, das tibetische Volk flüchtete 1959 vor dem kommunistischen China. «Mein Vater trug mich, den Zweijährigen, auf seinen Schultern vom zentraltibetischen Dorf, aus dem wir stammten, über den Himalaya nach Nordindien», erzählt Migmar Raith. Mit auf der Flucht waren die Schwester des Vaters und die Grosseltern. Und seine Mutter. Doch ihre

Spur hat sich in den Kriegswirren verloren. Der Vater musste nach der Ankunft in Indien im Strassenbau arbeiten und versorgte in seiner Not das Kind in einem Kinderheim in Dharamsala.

Und dann kam Dr. Charles Aeschimann. In einer beispiellosen Pflegekinder-Aktion holte der Oltner Industrielle 156 tibetische Kinder in die Schweiz und brach-

te sie in von ihm handverlesenen Pflegefamilien unter. So kam Migmar zur Familie Raith in Basel. Seine Pflegemutter, wie er sagt, war damals 32, ledig, sehr katholisch, intellektuell sehr offen und von der Idee, elternlos gewordenen tibetischen Kindern zu helfen, begeistert. Als Ledige durfte sie allerdings damals kein Kind adoptieren. So traten ihre Eltern an ihre Stelle, die im gleichen

Haus wohnten. Er sei quasi von den Grosseltern erzogen worden, denn die Mutter arbeitete. Der Grosspapa, sein «Papi-Ersatz», kam an die Elternabende in der Schule, an die Besuchstage.

Die Reise nach Indien

So wuchs Migmar behütet und glücklich auf, besuchte die Schulen im Hirzbrunnen, liebte die Pfadi. Als er dreizehn war, gab ihm sein «Papi» ein Buch mit den Schriften des Dalai Lama, das er verschlang. «Auch wenn ich wahrscheinlich wenig davon verstanden habe, damals», erinnert er sich. Er lacht. Aber sein Interesse an den eigenen Wurzeln war geweckt. Mit 19 Jahren, die Matura in der Tasche, reiste er erstmals nach Indien, wo sein Vater lebte, seine Tante. Er wusste glücklicherweise von deren Existenz, seine Pflegemutter hatte den Kontakt zum Kinderheim in Dharamsala nie abgebrochen. Doch die eigene Mutter, deren Spuren sich zuerst verloren hatten, sah er nicht wieder: Kurz bevor die Familie viele Jahre später erfuhr, dass sie die Flucht überlebt hatte, starb sie.

Er habe sich immer wie ein Schweizer Bub gefühlt, sagt Migmar, dass er tibetische Wurzeln hat, habe ihn nicht gequält. Die tibetische Sprache hat er bald nach seiner Ankunft in der Schweiz verloren. Als er seinem leiblichen Vater zum ersten Mal gegenüberstand, musste deshalb ein Dolmetscher vermitteln. Heute spricht er tibetisch, «ein einfaches Alltagstibetisch», meint er. Alle zwei, drei Jahre reist er nach Indien und pflegt so den Kontakt zu seiner Ursprungsfamilie. Zu seinen Halbgeschwistern, von denen der eine buddhistischer Mönch geworden ist, zu den Kindern der Halbschwester. «Vielleicht reise ich einmal, wenn ich pensioniert bin, für ein Jahr nach Indien, um allem wirklich auf den Grund zu gehen», sagt er.

Dass dieser Spagat zwischen den Kulturen so gut gelungen ist, verdankt der Naturwissenschaftler, der seit vierzig Jahren als Lehrer arbeitet, der liebevollen Offenheit seiner Pflegefamilie, davon ist er überzeugt. Seine Mutter sei eine der Ersten gewesen, die in der Michaelsparrei ökumenische Wege betreten wollte. Als Linguistikprofessorin unterstützte sie ihn dabei, offen und interessiert mit der tibetischen Kultur umzugehen. «Ich kann gut mit diesen beiden Seiten in mir leben», sagt er, er sei ein wenig christlich, ein wenig buddhistisch und vor allem sehr freiheitlich gesinnt.

Mit dem Dalai Lama nach Rikon

Seit 2012 ist Migmar Raith Präsident der Gesellschaft schweizerisch-tibetische Freundschaft. Als solcher lud er 2017, gemeinsam mit der damaligen Nationalrätin Maya Graf, der Vizepräsidentin der Parlamentarischen Gruppe für Tibet, den Dalai Lama in die Schweiz ein. Nach Rikon im Tösstal. Diese Begegnung, der noch vier, fünf weitere folgen sollten, war «unglaublich eindrücklich». Er schwärmt von «seiner Heiligkeit», der so bescheiden sei, so sympathisch – und ein Flüchtling wie er.

Die Wärme und Offenheit, die ihm als Kind entgegengebracht wurde, habe ihn geprägt, so Migmar Raith. Dass er etwas «zurückgeben will», auch das ist für ihn selbstverständlich. Er engagiert sich in vielen Bereichen, politisch, aber auch sozial. So hat er seine Mutter, die früh an Alzheimer erkrankte, bis zu ihrem Tod zuhause gepflegt. Und überhaupt dieses Haus: Darin leben seit dreissig Jahren einträchtig vereint auf drei Stockwerken seine Grossmutter, die vor Kurzem hundert geworden ist, seine Ex-Frau – deren beiden Töchtern er nicht der Vater, aber der Götti ist, doch das ist wieder eine andere Story – und er selbst. Das ist wie mit den Kulturen in seiner Brust: irgendwie alle zusammen, aber jede und jeder auf dem eigenen Weg. ■

Samenspende und Leihmutterschaft

In der Schweiz werden laut dem Bundesamt für Statistik jährlich rund 200 Kinder durch einen Samenspender gezeugt. Dafür gibt es klare Vorgaben.

Samenspender

Das Paar, das ein Kind durch Samenspende zeugen möchte, muss unfruchtbar sein, verheiratet, und es muss zuvor ein Beratungsgespräch stattgefunden haben. Dass die Zahl der Samenspender bekannt ist, hat seinen Grund: Seit dem 1. Januar 2001 muss die Identität der Samenspender aufgezeichnet werden, davor waren anonyme Spenden möglich.

Wer somit nach 2001 durch eine Samenspende gezeugt wurde, das sind heute über 4000 Menschen, hat die Möglichkeit, mit 18 Jahren bei der Spenderbank des Eidgenössischen Amtes für Zivilstandswesen Informationen über seinen Erzeuger zu erhalten. Eventuell findet dann ein persönlicher Kontakt statt. Der Spender kann eine Kontaktaufnahme aber auch ablehnen.

Leihmütter

Es gibt Paare, die sehen in einer Leihmutter ihre letzte Chance. In der EU ist die Leihmutterschaft höchst umstritten, in der Schweiz ist sie verboten. Immer öfter reisen deshalb Paare, die keine Kinder bekommen können, für ihren Babywunsch ins Ausland – etwa in einige Staaten der USA oder nach Indien – und engagieren dort eine Leihmutter. Bis zu tausend solcher Kinder soll es in der Schweiz geben – eine rechtliche Grauzone.

Folgendes aber gilt: Die Wunschmutter muss das Baby adoptieren. Der Wunschvater kann es rechtlich als sein eigenes Kind anerkennen lassen, sofern er der biologische Vater ist. Beim Wunschvater ist relevant, ob das Baby aus seinen Samenzellen gezeugt wurde oder nicht. Ist er der biologische Erzeuger, kann er das Kind im Rahmen einer Vaterschaftsanerkennung als sein eigenes anerkennen lassen. Ist er nicht der genetische Vater, muss auch er den Säugling adoptieren.

Quellen und Informationen

- bag.admin.ch/bag/de/home/zahlen-und-statistiken/zahlen-fakten-zu-fortpflanzungsmedizin/kinder-aus-samenspende.html
Informationen zur Samenspende und zur Eizellenspende auf den Seiten des Bundesamtes für Gesundheit (BAG)
- babyahoi.ch
- wirspenderkinder.ch